

Nr. 260. Bromberg, den 21. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(14. Fortsetzung.

Langsam neigt sich der Tag zu Ende. Ich habe in einem großen Wasserloch gebadet und schaue nun ein wenig versonnen in die untergehende Sonne. Sie steht tief im Westen und legt einen warmen goldenen Frieden auf das gelbe Schilfmeer vor mir, dessen Spitzen dann und wann leise aufzittern. Dicht neben mir breitet sich eine lichte lagunenartige Fläche mit niederem dunkelgrünen Gras. Scharen von Vögeln schwirren über sie hin und haschen einander in geschmeidigem Flug. Weiße und tiefschwarze mit schwarzen und mit weißen Flügelspitzen. Andere flattern dazwischen und schießen wie Pfeile durch die Luft, das Gefieder von zartem Rosa und leuchtendem Orange. Alle etwa in der Größe unserer Sperlinge. Gar nicht zu reden von den unzähligen grünen und gelben Sitticharten. In dem kleinen Baum am Arroyo kreischen die Papageien, bunt wie die Palette eines Malers. Aber was ist ihre Farbenpracht gemessen an dem Purpurrot jener seltsamen Geschöpfe, die wie große Tropfen Blutes in der Luft schweben, indes das Stahlblau ihrer Flügel grell unter den Strahlen der Sonne aufblitzt.

Hoch über mir hängt ein Adler im Blauen, blendend wie Schnee und reglos, wie an den Himmel geheftet. Weiter abwärts am Wasser, leicht mit der Büchse erreichbar, stelzen wundervolle Löffel- und Schmuckreiher sorglos am Ufer einher. Aber meine Rifle bleibt unbenutzt liegen. Feierabend! Mögen sie sich ihres Lebens freuen.

Von weither schallt der Angstschrei eines Tieres. Markerschütternd — kurz. Dann gleiten von allen Seiten große Vögel heran und fallen in der Pampa ein. Aasgeier. In wenigen Minuten wird ein blankes Skelett davon Kunde geben, daß hier der Tod vorüber ging. Sie arbeiten rasch und gründlich, diese gierigen Geier, aber sie sind unentbehrlich. Das Leben in den kleineren Städten und Ansiedlungen wäre unerträglich ohne sie. Deshalb sind sie auch das einzige Tier in Bolivien, für das Schußverbot angeordnet ist.

Das Schnauben meiner Mulas läßt mich aufhorchen. Ich schaue nach der Richtung ihres Lagers. Eine riesige Sicory schleicht ans Ufer. Sichernd richtet sie sich auf und wendet den Kopf nach links und rechts. Dann schiebt sie sich lautlos in einen Tümpel und meine Mulas sind wieder beruhigt.

Was einem doch mitunter für komische Gedanken durchs Hirn gehen, wenn man so allein in der Wildnis sitzt und vor sich hinguckt. Eben dachte ich nämlich daran, welchen von den sieben Tagen der Woche wir heute wohl haben. Caracho, woher soll ich denn das wissen! Ich bin doch kein Kalender. Außerdem ist mir das vollständig Wurst. Oder halt, vielleicht wäre es doch ganz interessant, auch so etwas dazwischen hinein mal zu erfahren.

„He, Togo, Tigre! Habt ihr einen Schimmer, was heute für ein Tag ist? Nein? — Oder seid ihr wenigstens über den Monat im Bilde? Das ist nicht so schwierig, es gibt ja bloß zwölf. Auch nicht? — Dann müssen wir es aufstecken."

Ich pflege nämlich oft die längsten Gespräche mit meinen Hunden und unterhalte mich mit Caballo und den Mulas. Sonst würde der Weg zu weit und die Einsamkeit zu schwer.

Die Vogelstimmen sind verstummt. Unheimlich düster wehen die schwarzen Fahnen der Nacht über die Pampa, von dorther, wo die Sonne verlosch. Schatten jagen, rascher wie Wolkenzug, zwischen Erde und Himmel, drängen alle Dinge in die Ungewißheit wesenloser Dämmerung zurück und reißen das letzte Licht aus den Augen des Tages.

Mit einem einzigen gewalttätigen Griff. Und der Tag ist wie einer auf dessen Stirn ein Faustschlag niederschmettert. Er wankt betäubt — taumelt — und sinkt dann jählings in die rabenschwarze Finsternis. Es gibt keine Pampa und keinen Himmel mehr. Es gibt nur noch eine ungeheure, abgrundtiefe Nacht, die den Boden wegnimmt unter den Füßen des Pferdes und den Reiter an die Stelle bannt, auf der er sich gerade befindet. Ich werfe eine Handvoll Gras in mein Lagerfeuer. Prasselnd schlagen die Flammen hoch, und ein Glutschein huscht mir über Gesicht und Hände und flackert unruhig nach allen Seiten auseinander, bis ihn die Nacht zerstäubt.

Am Himmel zieht ein einsamer Stern seine Bahn, seltsam groß und glitzernd und weit wie die Ewigkeit. Der Auftakt zum flimmernden Reigen im All. Wie kleine Lichtpünktchen brechen die Sterne hervor aus dem gähnenden Dunkel, zu Tausenden und aber Tausenden, zu Millionen. Im Wachsen mehrt sich ihr Glanz. Bis sie hell und leise erzitternd aus unvermeßlichen Fernen niederfunkeln, ein blitzendes Diadem auf dem Haupte der erhabenen Nacht.

Stunden sind vergangen. Eine verschleierte Dämmerung blüht aus dem Nichts der Finsternis und färbt sie allmählich in kaltes Grau. Immer deutlicher hebt sich die Kontur der kleinen Bäume am Arroyo, und einzelne Äste modellieren sich zu sichtbaren Formen. Das Gras im Umkreis ballt sich zu einer dunkelschweren Masse, und dahinter, wo das Auge die Weite ahnt, schimmern matte Streifen, wie sie der Nebel spinnt. Und mit einem Schlage flutet in silbernen Wellen ein Meer von Licht über die Pampa hin, und wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht steigt sie geisterhaft auf, ohne Ende in die webenden Wunder des Vollmondes getaucht. Leise beginnt es sich in ihr zu regen. Die Herden ziehen weiter, Gemsen und Hirsche streifen durch raschelndes Gras, die Raubtiere lauern auf Beute. Das Leben beginnt, das wunderbare wilde Leben der Pampanacht. Ein furchtbares Gebrüll, wie von einem Urwelttier ausgestoßen, zerbricht die Stille. Dumpf und dröhnend setzt es ein — schwillt an zu machtvoll rollender Stärke — wird zu einem entfesselten Schrei — und bricht kurz ab. Ein Stier. Ein anderer antwortet. Dann zehn, zwanzig! Die Rinder nehmen es auf. Nach allen Richtungen fliegt es auseinander, und die Pampa hallt davon wider. Es liegt ein Übermaß von Gewalt in diesem Gebrüll. Immer wieder hat es mich gepackt und mein Innerstes aufgewühlt, und immer wieder bin ich überwältigt von diesem Ausbruch einer ungeheueren Kraft des Lebens gestanden, die ich nirgends mehr so in ihrer letzten Größe erfassen durfte, wie in der nächtlichen Pampa.

Da! Was ist das? Jählings wird das Brüllen schwächer und schwächer und verstummt in wenigen Augenblicken ganz. Totenstill liegt die leuchtende Nacht. Totenstill und bang durchschauert: Der Tiger!

Das Entsetzen jagt ihm voraus, und alle Tiere zittern. Ein Rind ist diesmal sein Opfer. In seiner Todesangst schreit es wie wahnsinnig auf, so lange, bis es unter seinen Prankenschlägen das Leben verhaucht. Ein Biß in die Kehle, und gierig schlürft der Tiger das warme strömende

Blut. Dann hebt er den mächtigen Schädel und brüllt befriedigt, daß es schauerlich dröhnt und schreitet davon. Der Herr über alles, der König der Pampa: El tigre!

*

Es gibt Perioden, in denen man vom Schicksal recht ungnädig behandelt wird. Manche Leute behaupten sogar, es läge in der Art ihres Auftretens und in ihrer Wiederholung eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit. Mir persönlich ist das noch nie aufgefallen, und das kommt daher, weil ich mich mit unangenehmen Dingen, die vergangen sind, grundsätzlich nicht mehr befasse und sie möglichst schnell zu vergessen trachte. Mir ist es vollkommen genügend, wenn ich mich zeitweise damit herumschlagen muß. Und in diese Zwangslage bin ich zur Abwechslung wieder einmal bildschön hineingeraten. Madre de Dios, was habe ich für ausgefallenes Künstlerpech! Zwei Tage bin ich nach europäischen Begriffen bereits ohne Wasser. Mein Lagerplatz in jener grandiosen Vollmondnacht scheint das Capua dieser unwirtlichen Gegend gewesen zu sein. Auf dem nächsten Ritt wurde ich, ohne auf einen Arroyo gestoßen zu sein, von der Nacht überrascht. Erst als wieder der Mond aufgegangen war, konnte ich weiter. Nach stundenlangem Umherirren fand ich einen ausgetrockneten Bach. Ich grub an verschiedenen Stellen Löcher in den Boden und brachte mit Mühe und Not einige Schalen schmutziges Sumpfwasser zusammen. Ein Tier der Heimat würde diese übel schmeckende Brühe niemals annehmen. Aber hierzulande ist das etwas anderes. Da zaudert selbst der Mensch keine Sekunde, den brennenden Durst damit zu löschen. Der Gesundheit schadet das Wasser nicht. Nahrung für Pferd und Mulas fehlte gänzlich. Das Gras war hart und dürr und ungenießbar. Da gibt es nur ein Mittel: Man zündet es an. Am nächsten Morgen ist es grün und saftig nachgewachsen. Ein leichter guter Wind kam mir zustatten, und ich ging augenblicklich ans Werk. Das Schilf brannte wie Zunder. Im Nu züngelte das Feuer an den Stengeln hoch, verteilte sich auf die Blätter und griff blitzschnell um sich. Ein Regen von Funken flog knisternd senkrecht in die Höhe, stob nach allen Seiten auseinander und schwebte langsam, ein Heer rot glühender Sterne, über dem ungezählte Vögel durcheinander schossen, wieder zur Erde. In wenigen Minuten rauschte ein haltloses Feuermeer, knatternd wie Maschinengewehre über die Pampa hin. Der ganze Horizont glich einer einzigen riesenhaft flammenden Lohe, und es war, als jagten Muspels Söhne am Tag von Ragnaröck über die Welt.

Die Wirkung eines solchen Brandes ist durchaus nicht so verheerend, wie vielleicht der Laie es sich vorzustellen geneigt ist. Das Feuer rast mit einer derartigen Schnelligkeit über alles hinweg, daß es kein Lebewesen vernichtet. Das ist nicht etwa eine Annahme von mir. Im Gegenteil, ich weiß das absolut sicher, und zwar aus eigener Erfahrung. Ich mußte am übernächsten Tag bis tief in die Nacht hinein reiten und aus dem gleichen Grunde, wie kurz vorher, das Gras anzünden. Beim Aufbruch am nächsten Morgen, der stets mit den ersten Strahlen der Sonne beginnt, brannte die Pampa in meiner linken Flanke. Ich kümmerte mich nicht weiter darum und ritt gegen Süden. Plötzlich drehte sich der Wind, das Feuer schlug um und lief auf mich zu. Ich habe mit meinem guten Mosso schon manchen Pampabrand entfacht und wußte von ihm, daß die Maßnahme keinerlei Gefahr fürs eigene Leben zur Folge hat. Sonst hätte mir zweifellos der Schreck die Glieder gelähmt. Immerhin übertrieben wohl ist es mir in diesem Augenblick auch nicht gerade gewesen. Nichts Gewisses weiß man nicht! Warten wir halt ab, mehr wie das Leben kann es auch nicht kosten. Aber es hat nur abgesengte Haare gegeben. Ich konnte ohne Anstrengung mein Pferd auf der Stelle halten, und ehe man sich des Feuers richtig bewußt wurde, war es wie die Windsbraut über uns hinweg gefegt.

Der Wassermangel geht mir allmählich auf die Nerven. Meine Reittiere sind aufs äußerste erschöpft, und meine Hunde schleichen mit gesenktem Kopf und hängender Zunge mißvergnügt hinter mir her. Reiten — reiten — reiten und suchen! Etwas anderes gibt es nicht. Die Wildnis wird nachgerade ungeheuerlich, grauenhaft, vernichtend. So weit das Auge reicht Gras — Gras, eine unübersehbare, bräunlich-gelbe Unendlichkeit. Die Arroyos sind alle klein und ausgetrocknet bis auf den Grund. Streckenweise ist ihr Bett vollgepfropft mit Kaimans. Ich vermeide jeden überflüssigen Schritt und weiche ihnen deshalb auch nicht aus, sondern reite einfach über ihre Rücken aufs andere Ufer. Es ist vollkommen gefahrlos in dieser wasserarmen Gegend. Woher es kommt, weiß ich nicht. Ich habe es aber früher auf einer Hazienda mit angesehen, wie die Gauchos mit Ochsenwagen über solche, scheinbar eine Art Sommerschlaf haltenden Kaimans gefahren sind.

Unerträglich brennt die Sonne, kein Lufthauch kühlt die fieberheiße Stirn, und die ausgetrockneten Lippen kleben auseinander. Stundenlang gehe ich neben meinem Caballo her, um ihm die Qual zu erleichtern, tätschle ihm bisweilen den Hals und sage ihm ein paar tröstliche Worte. Ob Blut diesen irrsinnigen Durst zu löschen vermag? In höchster Not? — Schon bei dem Gedanken würgt mir der Ekel die Kehle.

Reiten — reiten! Immer nach Süden. Entweder — oder! Ich besteige die Mula meines Mosso. Mut bei allen Dienstobliegenheiten steht in den Kriegsartikeln. Los, Leo, mach' keine Dummheiten, es hilft dir ja doch nichts! Laut singend reite ich weiter. Kunterbunt durcheinander, was mir an Liedern einfällt. Das ist sicher ein Unsinn, aber das Singen hat mich schon oft über dunkle Stunden hinweg gebracht. Und jetzt soll es wieder so sein. Mitten drin breche ich ab, und ein heimatlicher Juhschrei fliegt jauchzend in die Luft. Eine Lagune, eine Lagune!! In nächster Nähe eine breite, herrliche Lagune! Mächtige Palmen breiten am Ufer ihre Kronen, ein ganzer Wald saftiger Blätter. Starr wie aus dunkelgrünem Glas heben sie sich vom Himmel ab. Dann und wann werfen sie einen Sonnenblitz grell zurück. Eine Anzahl Rinder steht im Wasser. Deutlich sehe ich den Schatten ihrer Füße, die sich in der Flut widerspiegeln. Tiefblau ergänzt sie wie ein Opal, und bei jeder Bewegung eines der Tiere zittern kleine huschende Wellen auf. Im Galopp sprenge ich auf die Lagune zu. Auch meine Tiere haben alle Müdigkeit vergessen. Rasch kommt sie näher. Nein, doch nicht. Wohl zehn Minuten reite ich schon. Die Entfernung trügt in dieser Fläche. Einerlei! Was sind zehn Minuten, was ist eine halbe Stunde! Hört ihr's, Freunde? — Wasser, Wasser! Such' schön, Togo, Tigre! — Streck' dich, Amigo! Eine Lagune! — Er versteht mich und greift aus — und dann reiße ich am Zügel, daß er erschrocken innehält und starre entgeistert auf einen Spuk der Hölle. — Die Lagune? — eine Fata Morgana. Nichts weit und breit! Nicht — nichts! Pampa rasa!

*

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und bebte vor Erregung an Händen und Füßen. Und ich habe meine ganze Willenskraft gebraucht, um mich nicht einfach ins Gras zu werfen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Nach Stunden kam ich in ein ausgetrocknetes Sumpfgelände und konnte durch Graben im Boden den ärgsten Durst der Tiere und meinen eigenen löschen. Aber es war eben doch nur ein Notbehelf, und sobald der Mond aufgegangen war, setzte ich meinen Marsch fort. Ich war noch nicht lange unterwegs, da sah ich in der Ferne einen Lichtschein. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Ob es auch wirklich ein Licht ist? — Ja, es ist eines! Wo Licht ist, sind Menschen. Meine Müdigkeit ist wie weggeblasen, und in zuversichtlicher, fröhlicher Stimmung gebe ich meinem Caballo die Sporen und galoppiere einfach drauf los. In der Nähe einer Hazienda kann man sich so etwas schon leisten. Etwa hundert Meter mochten mich von der erhofften, gastlichen Stätte trennen, da pariere ich fast auf der Stelle mein Pferd. Der Traum von der Hazienda zerreißt jählings. Um ein flackerndes Feuer hocken dunkle Gestalten, und eine bange Ahnung ergreift mich. Ich binde meine Mulas und Amigo am Boden fest und schleiche mit äußerster Vorsicht näher. Nackte Gestalten lagern im Kreis um die Glut, und über braunen Gesichtern flammen gelb und rot die Federn des Kopfputzes. Nun weiß ich genug. „So, Leo!" sage ich mir im stillen, „du hast ja immer zu den Indios bravos gewollt! Jetzt bist du da!"

Aber der Mensch ist ein gar unberechenbares Geschöpf. Das kommt mir in diesem Augenblick wieder so recht zum Bewußtsein. Ein Steinwurf trennt mich vom Ziel meiner Wünsche; aber anstatt gottesfürchtig und frech drauflos zu marschieren, krieche ich still und bescheiden wieder zu meinen Mulas zurück und denke angestrengt darüber nach, was ich nun eigentlich tun soll. Ausgerechnet fallen mir auch noch die Worte des Konsuls ein: „Wohin wollen Sie? Zu den Indios bravos? — Sie sind komplett verrückt!"

Vielleicht hat der gute Mann doch nicht so ganz unrecht gehabt? Und dann decken sich seine Aussagen genau mit denen der übrigen Weißen und Eingeborenen: „Keiner ist wiedergekommen, der sich in dieses Gebiet verirrte." Diese Erwägungen tragen nicht dazu bei, meinen Tatendrang anzuspornen. Im Gegenteil, ich gestehe es offen und ehrlich, daß mein ansonsten ganz brauchbares Herz um ein beträchtliches Stück unter seinen normalen Sitz herunter rutschte. Von Gott und der Welt verlassen, mutterseelenallein in der Wildnis Boliviens, als einzige Ansprache eine Horde Wilder — vielleicht kann mir der eine oder andere meiner freundlichen Leser diese etwas ungewöhnliche Lage nachfühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(15. Fortsetzung.)

Zweiter Teil.

I.

> Von vieler Burgen Walle
> Des Bundes Fahnen wehn;
> Die Städte huld'gen alle,
> Kein Schloß mag widerstehn,
> Nur Tübingen, die Feste,
> Verspricht noch Wehr und Trutz.
>
> Schwab.

Der Schwäbische Bund war mit Macht in Württemberg eingedrungen, von Tag zu Tag gewann er an Boden; von Woche zu Woche wurden seine Heere furchtbarer. Zuerst war nach langer, mutiger Gegenwehr der Höllenstein, das feste Schloß von Heidenheim, gefallen. Ein tapferer Mann, Stephan von Lichow, hatte dort befehligt, aber mit seinen paar Feldschlangen, mit einer Handvoll Knechte konnte er den Tausenden des Bundes und der Kriegskunst eines Frondsberg nicht widerstehen. Bald nachher fiel Göppingen. Nicht minder tapfer als der von Lichow, hatte sich Philipp von Rechberg gewehrt, hatte sogar für sich und seine Knechte freien Abzug erfochten; aber das Schicksal des Landes vermochte er nicht abzuwenden. Teck, damals noch eine starke feste Burg, fiel durch Unvorsichtigkeit der Besatzung; am mutigsten hielt sich Möckmühl; es schloß einen Mann in seinen Mauern ein, der sich allein mit zwanzig der Belagerer geschlagen hätte; sein eiserner Wille war oft nicht minder schwer als seine eiserne Hand auf ihnen gelegen. Auch diese Mauern wurden gebrochen, und Götz von Berlichingen fiel in des Bundes Hand. Auch Schorndorf konnte den Kanonen Georgs von Frondsberg nicht widerstehen; es war die festeste Stadt gewesen; mit ihr fiel das Unterland.*)

So war nun ganz Württemberg bis herauf gegen Kirchheim in der bündischen Gewalt, und der Bayern Herzog brach mit seinem Lager auf, um mit Ernst an Stuttgart zu gehen. Da kamen ihm Gesandte entgegen nach Denkendorf, die um Gnade flehten. Sie durften zwar nicht wagen, vor dem erbitterten Feind ihren Herzog zu entschuldigen; aber sie gaben zu bedenken, daß ja er, die Ursache des Krieges, nicht mehr unter ihnen sei, daß man nur gegen seinen unschuldigen Knaben, den Prinzen Christoph, und gegen das Land Krieg führe. Aber vor der ehernen Stirne Wilhelms von Bayern, vor den habgierigen Blicken der Bundesglieder fanden diese Bitten keine Gnade. Ulerich habe diese Strafe verdient, gab man zur Antwort, das Land habe ihn unterstützt, also mit gefangen, mit gehangen — auch Stuttgart mußte seine Tore öffnen.

Aber noch war der Sieg nichts weniger als vollständig; der größte Teil des Oberlandes hielt noch zu dem Herzog, und es schien nicht, als ob er sich auf den ersten Aufruf ergeben wollte. Dieses höher gelegene Gebirgsland wurde von zwei festen Plätzen, Urach und Tübingen, beherrscht; so lange diese sich hielten, wollten auch die Lande umher nicht abfallen. In Urach hielt es die Bürgerschaft mit dem Bunde, die Besatzung mit dem Herzoge. Es kam zum Handgemenge, worin der tapfere Kommandant erstochen wurde; die Stadt ergab sich den Bündischen.

Und so war in der Mitte des April nur Tübingen noch übrig; doch dieses hatte der Herzog stark befestigt; dort waren seine Kinder und die Schätze seines Hauses; dem Kern des Adels, vierzig wackern, kampfgeübten Rittern, und zweihundert der tapfersten Landeskinder war das Schloß anvertraut. Diese Feste war stark, mit Kriegsvorräten wohl versehen, an ihr hingen jetzt die Blicke der Württemberger; denn aus diesen Mauern war ihnen schon manches Schöne und Herrliche hervorgegangen; von diesen Mauern aus konnte das Land wieder dem angestammten Fürsten erobert werden, wenn es sich so lange hielt, bis er Entsatz herbeibrachte. Und dorthin wandten sich jetzt die Bündischen mit aller Macht. Ihrer Gewappneten Schritte tönten durch den Schönbuch, die Täler des Neckars zitterten unter dem Hufschlag ihrer Rosse; auf den Feldern zeigten tiefe Spuren, wohin die schweren Feldschlangen, Falkonen und Bombarden, die Kugel- und Pulverwagen, der ganze furchtbare Apparat einer langen Belagerung gezogen war.

Diese Fortschritte des Krieges hatte Georg von Sturmfeder nicht gesehen. Ein tiefer, aber süßer Schlummer hielt wie ein mächtiger Zauber seine Sinne gefangen, ihm war wie einem Kinde, das an dem Busen seiner Mutter schläft, nur hin und wieder die Augen ein wenig öffnet, um in eine Welt zu blicken, die es noch nicht kennt, um sie dann wieder auf lange zu verschließen. Schöne, beruhigende Träume aus besseren Tagen gaukelten um sein Lager, ein mildes, seliges Lächeln zog oft über sein bleiches Gesicht, und tröstete die, welche mit banger Erwartung seiner pflegten.

Wir wagen es, den Leser in die niedere Hütte zu führen, die ihn gastfreundlich aufgenommen hatte, — und zwar am Morgen des neunten Tages, nachdem er verwundet worden war.

Die Morgensonne dieses Tages brach sich in farbigen Strahlen an den runden Scheiben eines kleinen Fensters, und erhellte das größere Gemach eines dürftigen Bauernhauses. Das Geräte, womit es ausgestattet war, zeugte zwar von Armut, aber von Reinlichkeit und Sinn für Ordnung. Ein großer, eichener Tisch stand in einer Ecke des Zimmers, auf zwei Seiten von einer hölzernen Bank umgeben. Ein geschnitzter, mit hellen Farben bemalter Schrein mochte den Sonntagsstaat der Bewohner, oder schöne, selbstgesponnene Leinwand enthalten; das dunkle Getäfel der Wände trug ringsum ein Brett, worauf blanke Kannen, Becher und Platten von Zinn, irdenes Geschirr mit sinnreichen Reimen bemalt, und allerlei musikalische Instrumente eines längst verflossenen Jahrhunderts: als Zimbeln, Schalmeien und eine Zither aufgestellt waren. Um den großen Kachelofen, der weit vorsprang, waren reinliche Linnen zum Trocknen aufgehängt, und sie verdeckten beinahe dem Auge eine große Bettstelle, mit Gardinen von großgeblümtem Gewebe, die im hintersten Teil der Stube aufgestellt war.

An diesem Bette saß ein schönes, liebliches Kind, von etwa sechzehn bis siebzehn Jahren. Sie war in jene malerische Bauerntracht gekleidet, die sich teilweise bis auf unsere Tage in Schwaben erhalten hat. Ihr gelbes Haar war unbedeckt und fiel in zwei langen, mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab. Die Sonne hatte ihr freundliches, rundes Gesichtchen etwas gebräunt, doch nicht so sehr, daß es das schöne, jugendliche Rot auf der Wange verdunkelt hätte; ein munteres blaues Auge blickte unter den langen Wimpern hervor. Weiße, faltenreiche Ärmel bedeckten bis an die Hand den schönen Arm, ein rotes Mieder, mit silbernen Ketten geschnürt, mit blendend weißen, zierlich genähten Linnen umgeben, schloß eng um den Leib; ein kurzes, schwarzes Röckchen fiel kaum bis über die Knie herunter; diese schmucken Sachen, und dazu noch eine blanke Schürze und schneeweiße Zwickelstrümpfe mit schönen Kniebändern, wollten beinahe zu stattlich aussehen zu dem dürftigen Gemach, besonders da es Werktag war.

Die Kleine spann emsig feine glänzende Fäden aus ihrer Kunkel, zuweilen lüftete sie die Gardinen des Bettes, und warf einen verstohlenen Blick hinein. Doch schnell, als wäre sie auf bösen Wegen erfunden worden, schlug sie die Vorhänge wieder zu, und strich die Falten glatt, als sollte niemand merken, daß sie gelauscht habe.

Die Türe ging auf, und eine runde, ältliche Frau, in derselben Tracht, wie das Mädchen, aber ärmlicher gekleidet, trat ein. Sie trug eine dampfende Schüssel Suppe zum Frühstück auf, und stellte Teller auf dem Tische zurecht. Indem fiel ihr Blick auf das schöne Kind am Bette, sie staunte sie an, und wenig hätte gefehlt, so ließ sie den Krug mit gutem Äpfelwein fallen, den sie eben in der Hand hielt.

„Was fällt der aber um Gottes willa ei', Bärbele?" sagte sie, indem sie den Krug niedersetzte, und zu dem Mädchen trat. „Was fällt der ei', daß de am Wertich da nuia rauta Rock zum Spinna anziehst? und au 's nui Mieder hot sie an, und, ei daß di! — an a silberne Kette. Und en frischa Schurz, und Strümpf no so mir nix dir nix aus em Kasta reißa? Wer wird denn en solcha Hochmut treiba, du dummes Ding, du? Woißt du net, daß mer arme Leut sind? und daß du es Kind voma onglückliche Mann bist? —"

Die Tochter hatte geduldig die ereiferte Frau ausreden lassen; sie schlug zwar die Augen nieder, aber ein schelmisches Lächeln, das über ihr Gesicht flog, zeigte, daß die Strafpredigt nicht sehr tief gehe. „Ei, so lasset Uich doch b'richta," antwortete sie, „was schadet's denn dem Rock, wenn i ihn au amol ama christlicha Wertich ahau? An der silberna Kette wird au nix verderbt, und da Schurz kann i jo wieder wäscha!"

„So! als wemma et immer gnuag z'wäscha und z'putza hätt? So sag mer no, was ist denn in de g'fahra, daß de so strählst und schöa machst?"

„Ah was!" flüsterte das errötende Schwabenkind, „wisset Er denn net, daß heut der acht' Tag ist? Hot et der Ätti g'sait, der Junker werd' am heutiga Morgen verwacha,

---

*) Ausführlich r beschreibt diese Operationen des Bundes Sattler in seiner Gesch. d. Herz. v. W. II. § 6 usw. Man vergleiche hierüber auch die Geschichte des Herrn von Frondsberg, 3. Buch, und Friedrich Stumphardt von Kannstadt, Chronik der gewaltsamen Verjagung des Herzogs Ulerich, 1534, und Spener Histor. Germ. univers. L. III. C. 4. 23. Anm. Hauffs.

wenn sel Tränkle guete Wirking häb'? Und do hanne eba denkt —"

„Ist's um dui Zeit?" entgegnete die Hausfrau freundlicher. „Da host wärle reacht; wenn er verwacht und sieht alles so schluttig und schlampig, se ist's et guot und könnt' Verdruß gä' beim Ätte. Ih sieh aus wie na Drach. Gang, Bärbele, hol mer mei schwarz Wammes, mei rauts Mieder und en frischa Schurz."

„Aber Muater," gab die Kleine zu bedenken. „Er wendt Ich doch et do atau wölla? Wenn der Junker jetzt no grad verwacha tät? Ganget lieber uffe und teant Jch droba an, i bleib derweil bei em."

„Da host au reacht, Mädle," murmelte die Alte, ließ selbst das Frühstück stehen und ging, um sich in ihren Putz zu werfen. Die Tochter aber öffnete das Fenster der frischen erquickenden Morgenluft, sie streute Futter auf den breiten Sims, viele Tauben und Sperlinge flogen heran und verzehrten mit Gurren und Zwitschern ihr Frühstück; die Lerchen in den Bäumen vor den Fenstern antworteten in einem vielstimmigen Chorus, und das schöne Mädchen sah, von der Morgensonne umstrahlt, lächelnd ihren kleinen Kostgängern zu.

In diesem Augenblick öffneten sich die Gardinen des Bettes, der Kopf eines schönen jungen Mannes sah heraus; wir kennen ihn, es ist Georg.

Ein leichtes Rot, der erste Bote wiederkehrender Gesundheit, lag auf seinen Wangen; sein Blick war wieder glänzend wie sonst; sein Arm stemmte sich kräftig auf das Lager. Erstaunt blickte er auf seine Umgebungen; dieses Zimmer, dieses Geräte waren ihm fremd, er selbst, seine ganze Lage kam ihm ungewohnt vor. Wer hatte ihm diese Binde um das Haupt gebunden? Wer hatte ihn in dieses Bett gelegt? Es war ihm wie einem, der mit fröhlichen Brüdern eine Nacht durchjubelt, die Besinnung endlich verloren hat und auf einem fremden Lager aufwacht.

Lange sah er dem Mädchen am Fenster zu; dieses Bild, das erste, was ihm bei seinem Erwachen aus langem Schlafe entgegentrat, war so freundlich, daß er das Auge nicht davon abwenden konnte; endlich siegte die Neugierde, über das, was mit ihm vorgegangen war, gewisser zu werden; er machte ein Geräusch, indem er die Gardinen des Bettes noch weiter zurückschlug.

Das Mädchen am Fenster schien zusammenzuschrecken; sie wandte sich um, über ihr schönes Gesicht flog ein brennendes Rot, freundliche blaue Augen staunten ihn an; ein roter, lächelnder Mund schien vergebens nach Worten zu suchen, den Kranken bei seiner Rückkehr ins Leben zu begrüßen. Sie faßte sich und eilte mit kurzen Schrittchen an das Bette, doch machte sie unterwegs mehreremal Halt, als besinne sie sich, ob er den wirklich wieder aufgewacht sei, ob es sich auch schicke, daß sie zu ihm trete, da er jetzt wieder lebe wie ein anderer Mensch.

Der junge Mann, nachdem er der Verlegenheit des schönen Kindes lächelnd zugesehen hatte, brach zuerst das Stillschweigen.

„Sag' mir, wo ich bin? Wie kam ich hierher?" fragte Georg. „Wem gehört dieses Haus, worin ich, wie mir scheint aus einem langen Schlaf, erwacht bin?"

„Send Er wieder ganz bei Jch?" rief das Mädchen, indem sie vor Freude die Hände zusammenschlug. „Ach, Herr Jeses, wer hett' des denkt? Er gucket oin doch au wieder g'scheit an, und et so duselig, daß oims ällemol angst und bang wora ist."

„Ich war also krank?" forschte Georg, der das Idiom des Mädchens nur zum Teil verstand. „Ich lag einige Stunden ohne Bewußtsein?"

„Ei, wie schwätzet Er doch", kicherte das hübsche Schwabenkind, und nahm das Ende des langen Zopfbandes in den Mund, um das laute Lachen zu verbeißen; „a paar Stund saget Er? Heit nacht wird's grad vei Tag, daß se Jch brocht hent."

Der Jüngling staunte sie mit ernsten Blicken an. Neun Tage, ohne zu Marien zu kommen! Zu Marien? Mit diesem himmlischen Bilde kehrte wie mit einem Schlag seine Erinnerung wieder; er erinnerte sich, daß er vom Bunde sich losgesagt habe; daß er sich entschlossen habe, nach Lichtenstein zu reisen, daß er über die Alb auf geheimen Wegen gezogen sei, daß — er und sein Führer überfallen, vielleicht gefangen wurde. „Gefangen?" rief er schmerzlich. „Sage Mädchen, bin ich gefangen?"

Diese hatte mit wachsender Angst gesehen, wie sich die klaren Blicke des jungen Ritters verfinstert hatten, wie seine freundlichen Züge ernst, beinahe wild wurden. Sie glaubte, er falle in jenen schrecklichen Zustand zurück, wo er, vom Wundfieber hart angefallen, einige Stunden lang geraſt hatte, und der schwermütige Ton seiner Frage konnte ihre Furcht nicht mindern. Unschlüssig, ob sie bleiben oder um Hilfe rufen sollte, trat sie einen Schritt zurück.

Der junge Mann glaubte in ihrem Schweigen, in ihrer Angst die Bestätigung seiner Frage zu lesen. „Gefangen, vielleicht auf lange, lange Zeit", dachte er, „vielleicht weit von ihr entfernt, ohne Hoffnung ohne den Trost, etwas von ihr zu wissen!" Sein Körper war noch zu erschöpft, als daß er der trauernden Seele widerstanden hätte; eine Träne stahl sich aus dem gesenkten Auge.

Das Mädchen sah diese Träne, ihre Angst löste sich augenblicklich in Mitleiden auf, sie trat näher, sie setzte sich an sein Bett, sie wagte es, die herabhängende Hand des Jünglings zu ergreifen. „Er müesset et greina", sagte sie; „Euer Gnada send jo jetzt wieder g'sund, und — Er kennet jo jetzt bald wieder fortreita", setzte sie wehmütig lächelnd hinzu.

„Fortreiten?" fragte Georg. „Also bin ich nicht gefangen?"

„G'fanga? Noi, g'fanga send Er net; es hätt' zwar a paarmol sei kenne, wia dia vom Schwäbischa Bund vorbeizoga send; aber mer heut Jch allemol guet versteckt; der Vater hot g'fait, mer solla da Junker koin Menscha seha lau."

„Der Vater?" rief der Jüngling. „Wer ist der gütige Mann? Wo bin ich denn?"

„Ha, wo werdet Er sei?" antwortete Bärbele. „Bei uns send Er in Hardt."

„In Hardt?" Ein Blick auf die musikalisch ausstaffierten Wände gab ihm Gewißheit, daß er Freiheit und Leben jenem Manne zu verdanken habe, der ihm wie ein Schutzgeist von Marien zugesandt war. „Also in Hardt? Und dein Vater ist der Pfeifer von Hardt? Nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Der Weihnachtspudding des Königs von England.** Der König von England bekommt alljährlich zahlreiche Weihnachtsgeschenke. Eines der originellsten davon ist wohl der große Weihnachtspudding, den ihm alljährlich die Mitglieder der „nationalen Bewegung" überreichen. Diese nationale Bewegung hat sich u. a. auch die Aufgabe gestellt, den Verbrauch englischer Produkte zu fördern. Die Zubereitung des Weihnachtspuddings für den König erfolgt mit großem Zeremoniell im Palaste durch den Küchenchef des Lordmayors von London unter der Assistenz vieler hochgestellter Persönlichkeiten. Der Herzog von Meath, der Gründer und Präsident der Bewegung, hilft selber den Teig rühren. Vertreter aller zu England gehörenden Provinzen und unter englischer Herrschaft stehenden Länder erscheinen im Nationalkostüm und überbringen die nötigen Ingredienzien für den Pudding, so z. B. Australien Rosinen und Korinthen, Südafrika kandierte Orangen- und Zitronenschale, Indien allerlei Gewürze, Irland die frischen Eier, Cypern den Kognak, Jamaika den Rum usw. usw. Der Pudding wiegt 40 Pfund und muß 26 Stunden kochen.

*

* **„Zivilisation."** Der protestantische Bischof des Staates Süd-Dakota, Doktor Burleson, sammelt zur Zeit in Newyork Mittel für eine Mission unter den Indianern seiner Gemeinde. Der Seelsorger wurde in einer Gesellschaft befragt, welche Aussichten für die „Zivilisierung" der Rothäute eigentlich bestünden, und ob sich seine Bemühungen überhaupt lohnten? Indianer und Zivilisation — dies sei kaum vorstellbar! Die Antwort des Bischofs verdarb aber den Anwesenden die Lust zu weiteren Spöttereien: „Die Zivilisierung der Indianer? Ich habe an einem einzigen Abend in der Park-Avenue mehr bemalte Gesichter, mit Schmuck behängte Ohren und phantastisch-ausgefallene Haartrachten gesehen als in fast vierzig Jahren unter meinen braven Indianern!" — Ein Kommentar ist wohl überflüssig.

Lustige Rundschau



* **Im Gasthaus.** „Sagen Sie mal, Ober, ist das hier Apfelkompott oder Rumpudding?" — „Kann der Herr das denn nicht schmecken?" — „Nee!" — „Na, dann kann Ihnen das ja auch egal sein!"

*

* **Die Verteidigungsrede.** Nachdem der Rechtsanwalt gesprochen hatte, nahte sich ihm Schnull: „Herzlichen Dank, durch Ihr Plädoyer werde ich meine Sache gewinnen!" — „Wieso?" meinte der Advokat. „Ich bin doch der Vertreter Ihres Gegners!" — „Eben deswegen", meinte Schnull.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.